

## Udo Bermbach

### Wagner-Welten



Geboren 1938 in Berlin, Studium der Germanistik, Geschichte, Politischen Wissenschaft und des Völkerrechts an den Universitäten Marburg/L. und Heidelberg. 1966 Promotion zum Dr. phil. an der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg. Anschließend bis 1968 wissenschaftlicher Assistent am dortigen Institut für Politische Wissenschaft bei Professor Dolf Sternberger. 1971 Ruf an die Universität Hamburg auf eine Professur für Politische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Ideengeschichte und Politische Theorie. Seit 1968 im Beirat der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft, ab 1971 deren stellvertretender Vorsitzender, von 1975 bis 1977 deren Vorsitzender. 1975 bis 1979 Mitglied im Council der International Political Science Association, Mitglied in zahlreichen Sektionen und *research committees* der IPSA von 1968 bis 1973. Mitarbeit in zahlreichen nationalen wie internationalen wissenschaftlichen Vereinigungen. Neuere Publikationen: *Demokratiethorie und politische Institutionen* (Opladen, 1991). *Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie* (Frankfurt/M., 1994). *Wo Macht ganz auf Verbrechen ruht. Politik und Gesellschaft in der Oper* (Hamburg, 1997). – Adresse: Schwarzpappelweg 7, 22391 Hamburg; E-Mail: udo.bermbach@t-online.de.

Ich vermute: Peter Wapnewski hat alles initiiert und arrangiert. Von ihm kam eines Tages ein Brief, in dem er mir vorschlug zu überlegen, ob ich meine Absicht, Studien zur politischen Rezeption Richard Wagners in Deutschland zu betreiben, nicht in Berlin und am Wissenschaftskolleg realisieren wolle. Das war Furcht und Hoffnung zugleich. Furcht deshalb, weil man sich in meinem Alter nicht mehr bedingungslos auf eine Einbindung ins Kollektiv für immerhin zehn Monate einläßt; Hoffnung, weil man der Last des universitären Alltags, die dem Schreiben zumeist entgegensteht, für einige Zeit enthoben ist. Und weil Berlin lockt, die gerade erst wieder zur Hauptstadt gewordene Metropole mit ihrer pulsierenden

Unfertigkeit. Wie gesagt: ich vermute, daß Peter Wapnewski alles initiiert und arrangiert hat – gewiß bin ich dessen freilich nicht, weil man in solch einer Sache nie wirklich gewiß sein kann. Zwar sind die Entscheidungsprozesse formalisiert und ließen sich also, wenn man denn wollte, auch nachvollziehen. Aber wer will das schon. Am Ende zählt einzig die Einladung, und als sie kam, war ich entschlossen.

Das Projekt stand fest: Richard Wagners Werk und Denken sollten auf ihre politischen Deutungen hin untersucht werden. Keine umfassende historische Aufarbeitung aller rezeptiven Verästelungen war geplant, sondern Fallstudien von exemplarischem Charakter, an denen sich das weite Feld des deutschen Wagnerismus in allen seinen mehrdeutig schimmernenden Facetten entfalten lassen würde. Ausgehen wollte ich von jenem Wagner, dessen politische Herkunft aus der radikal-demokratischen Bewegung des deutschen Vormärz, des französischen Frühsozialismus, des deutschen Linkshegelianismus und schließlich anarchistischer Vorstellungen stammt, die ich bereits rekonstruiert hatte: ein Bild von Wagner, das die in der Literatur vielfach vorherrschenden Urteile zu großen Teilen korrigiert und wohl auch für das Werkverständnis neue Akzente in die Wagner-Forschung eingeführt hatte. Daß Wagner seiner Herkunft nach dem eher linken Politik-Diskurs zugehörte, daß dieses Denken auch alle Werkkonzeptionen – mit Ausnahme von „Tristan und Isolde“ – entscheidend bestimmte, warf auf die spätere nationalistische wie völkische Vereinnahmung seiner Person wie seiner Musikdramen ein paradoxes Licht: wie konnte, das war die Frage, der Revolutionär von 1848/49, der seiner Überzeugungen wegen ein jahrelanges Exil auf sich nahm, von jenen reaktionären Gegnern, mit denen er eigentlich nichts zu schaffen hatte, als einer der ihren (miß)verstanden werden? Wo waren jene Gelenkstellen, die den Anschluß vom radikal linken Lager ins radikal rechte erlaubten? Wie gingen jene inhaltlichen Umdeutungen vor sich, die die linke Gesellschafts- und Staatskritik aus dem Denken wie den Werken herausinterpretierten? Und weshalb haben jene, zu denen Wagner eigentlich gehörte, sich diesen Weltanschauungskomponisten so einfach entreißen lassen, ohne großen Widerspruch und nahezu ohne allen Widerstand?

Kein vollständiger Fragenkatalog, aber einer, der die Richtung meines Forschungsinteresses andeuten mag. Ein Projekt, das zum einen historisch, aber insoweit es die Verbindung von deutscher Kultur und deutscher Politik über Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittes Reich und schließlich Bundesrepublik und DDR ausschnittsweise verfolgt, zugleich einen aktuellen Bezug zum deutschen Selbstverständnis und zu deutscher Politik hat – insoweit auch ein Projekt für einen Politologen.

Ich habe nie den Plan gehabt, mit einem fertigem Buchmanuskript das Wissenschaftskolleg zu verlassen. Ich wollte mit Einzelstudien beginnen

und einige so weit voranbringen, daß sie dann leicht zu Hause beendet werden konnten. Das ist, alles in allem, denn auch gelungen. Ohne ins Detail zu gehen: entstanden sind mehrere Vorentwürfe zu dem geplanten Buch, Manuskripte zur Ring-Rezeption und den Ring-Deutungen in den *Bayreuther Blättern* und im Umfeld des „Bayreuther Kreises“, Texte zur Meistersinger-Rezeption von der Uraufführung bis ins Dritte Reich, Texte auch zum systematischen Zusammenhang von Wagners antisemitischem Pamphlet *Das Judentum in der Musik* mit seinen die Theorie des Gesamtkunstwerks konstituierenden „Zürcher Kunstschriften“. Und daneben mehrere Vorträge zu diesem Themenumfeld, denn die Zeit in Berlin war auch eine Zeit wissenschaftlicher Symposien und Kongresse: an der Berliner Lindenoper, am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen, auf dem Internationalen Wagnerkongreß in Berlin und schließlich an der Oper in Nürnberg. Zusätzlich gab es Einladungen zu Vorträgen, die alle mit Wagner zu tun hatten: an die FU Berlin, an die HU Berlin, an die Staatsoper Braunschweig und das Nationaltheater Mannheim. Der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg machte es möglich, daß ich all diesen Einladungen folgen konnte.

Begleitet wurden diese Arbeiten zu Wagner durch die weiterlaufende Beteiligung an der Neuproduktion des „Ring des Nibelungen“ für die Bayreuther Festspiele 2000. Schon im Herbst 1997 war ich erstmals in Hamburg auf Bayreuther Empfehlung hin mit Jürgen Flimm, dem neuen Ring-Regisseur zusammengetroffen. Sehr schnell bat Flimm mich in sein Team und wollte, daß ich die Konzeption eines „politischen“ Rings auf der Grundlage meiner Wagner-Publikationen mit ihm erarbeiten sollte. Zweieinhalb Jahre liefen die Vorbereitungen, und ab Ende April begann Flimm in Bayreuth zu proben. Zweimal war ich fast ein Woche zu den Proben dort, dazwischen gab es immer wieder Gespräche und Rücksprachen. Parallel dazu lief die Vorbereitung eines Bildbandes über die Entstehung dieses neuen Rings. Da der Band schon nach den ersten Festspielen vorliegen mußte, da er noch vor Weihnachten 2000 in die Buchhandlungen kommen sollte, gab es viel zu tun: Interviews mit Sängerinnen und Sängern und dem Produktionsteam, das Schreiben umfangreicher Artikel zur Konzeption und Inszenierung dieses neuen Rings, das Erstellen einer Dokumentation, die Auswahl der Fotos und ähnliches mehr. Das alles wäre ohne die entlastende Situation im Wissenschaftskolleg nicht möglich gewesen.

Aber das Wissenschaftskolleg ist nicht nur eine Stätte der Arbeit, sondern auch der freundlichen, in manchen Fällen freundschaftlichen Begegnung mit Fellows und deren Lebensgefährten oder Lebensgefährtinnen. Wir hatten Glück, wir waren – so wurde uns mehrfach von Mitarbeitern des Wissenschaftskollegs versichert – ein „guter Jahrgang“. Mit manchen

ergaben sich nette Kontakte, mit einigen wenigen freundschaftliche Gespräche und Verbindungen, die über Unverbindlichkeiten hinausgingen. Was sich vollzog, gehorchte den allgemeinen Gesetzen der Gruppensoziologie: es taten sich die zusammen, von denen vorauszusehen war, daß sie sich zusammmentun würden. Sei es, daß es gemeinsame Fachinteressen gab, sei es, daß das Alter zusammenführte, sei es, daß allgemeine Ansichten zur Gesellschaft und Politik diskursiv verbanden, sei es, daß da einer oder eine einfach „interessant“ war. Nicht zu vergessen die „spouses“, deren Beteiligungen und moderierende Verbindlichkeit für das gemeinsame Leben oft sehr entscheidend, für das Zusammenfinden der Fellows und die allgemeine Atmosphäre nicht selten bestimmend war. Schon bald ergaben die mittäglichen und abendlichen Essen stabilere Gruppenkerne, die sich gleichsam um Personen kristallisierten, mit der Tendenz, diesselben Fellows an dieselben Tische zu bringen. Man mag das auf den ersten Blick als Minderung der vom Kolleg erstrebten Interdisziplinarität und personellen Variabilität verstehen – aber dem ist durchaus nicht so. Was vielleicht an Breite der Orientierung verlorengeht, wird an Intensität gewonnen. Und vielleicht stiften sich so Beziehungen über das rein Fachliche hinaus, die auch nach dem Verlassen des Kollegs noch fort dauern werden.

Und dann Berlin. Eine Stadt im Aufbruch, wie der platte Werbeslogan lautet, der doch richtiger ist als man auf den ersten Blick vermuten könnte. Wer die Stadt mit einiger Aufmerksamkeit aufnimmt, wird reichlich für sein Interesse belohnt. Auf den historisch sedimentierten Schichten, die an den erhaltenen, unterschiedlichen historischen Zeiten zugehörnden Bauten abzulesen sind, entsteht ein neues Berlin, das seine Mitte wohl erst noch finden muß, obwohl Berlin-Mitte schon wieder vorhanden ist. Überall wird gebaut, in der Stadt, in der Kultur, in der Gesellschaft und nicht zuletzt in der Politik. Zehn Monate Zeitungslektüre, zehn Monate Hineingehen in die verschiedensten Angebote der Stadt: Politische Vorträge und Diskussionen, Treffen mit Journalisten und Künstlern, Opernhäuser, Theater, Konzerte, Lesungen, Ausstellungen und vieles mehr haben einen Eindruck davon vermittelt, was es heißt, ein neues politisches, gesellschaftliches und kulturelles Zentrum schaffen zu wollen. Wobei der Eigensog der Stadt inzwischen so stark zu sein scheint, daß diese der werbenden Hand kaum mehr bedarf. Nichts ist fertig in diesem Berlin, alles ist auf dem Weg, man sieht die Konturen, und doch bleibt unklar, ob sich der Rahmen am Ende auch so füllen wird, wie zu vermuten steht. Auch diese so wichtige Erfahrung hat das Wissenschaftskolleg ermöglicht.

Einen herzlichen Dank also an diese so schöne Institution, einen Dank auch an alle Mitarbeiter. Wer von deutschen Universitäten kommt, ist in aller Regel nicht sonderlich verwöhnt. Es mangelt an Ausstattung und Per-

sonal. Am Wissenschaftskolleg aber darf man noch einmal erfahren, was es heißt, wenn freundliche Mitarbeiter und ausreichende Arbeitsmöglichkeiten den Fortgang des eigenen Projektes unterstützen.